



Gefunden.

Ein Schützenblatt aus der Hauptstadt v. Paul Lindenberg. (Nachdruck verboten.)

„Es gilt einen weiten Weg.“, sagte mein Freund, ein jüngerer, schnell zu gutem Ruf gelangter Maler, als ich ihn kürzlich auf seine Aufforderung hin aus seinem Atelier abholte, „es ist fast eine Meile durch Berlin, nach dem äußersten Norden hin, wohl eine Meile von hier entfernt, aber ich denke, das Ziel wird Dir gefallen. Du triffst einmal kein Stück „Berliner Leben“ dort, sondern etwas Anderes, Partees, hier, jähde Dir noch einen Tabak an, und nun en avant!“

Wir schlugen die Nocturnen in die Höhe und zogen den Hut tiefer in die Stirn, als wir in das Freie traten. Ein harter Wind fuhr durch die Straßen und trieb lustig wirbelnde Schneeflocken vor uns her; die Dunkelheit war hereinabgedrungen und die Laternen warfen ein unruhig flackerndes Licht auf ihre reißerige Umgebung. „Das ist ein Wetter, höchst eingerichtet, daß wir dabei ein eifigen Norden zieh'n!“ verurtheilte ich anjuschauen, aber die Melodie kam etwas frohlich hervor; mein Freund lachte übermüthig. „Wie gesagt“, rief er, „Du wirst es nicht bereuen.“

„Aber Mensch“, verurtheilte ich, „nun erkläre mir doch erst, was Du am Schönhauser Thor willst?“ „Am Schönhauser Thor?“ wiederholte er; „Freundchen, so kurz mach' ich es nicht. Unser Weg geht noch ein Stündchen weiter, ungefähr dorthin, wo die letzten Häuser Berlin's stehen.“ — Statt zu antworten, machte ich sprachlos halt, doch mein Begleiter nahm mich unter den Arm und zog mich mit sich fort. „Wenn Du hübsch folgjam bist“, meinte er weiter, „erzähle ich Dir auch den Anfang einer kleinen Novelle. Das muß Dich doch interessieren! Den Faden sollst Du vielleicht heute selbst kennen lernen, ich suche ihn wenigstens an unserem Ziel, da hoch oben im Norden der Stadt, aber ich verpöthe Dir, Du sollst da ein tüchtig Stück Sünden finden, das Dir gefallen wird. Doch nun höre: wie Du weißt, male ich ein größeres Bild für die nächste Ausstellung. Ich gebrauche zu demselben einen flotten, gebraunten Burschen, am liebsten einen Italiener, aber nicht einen so à la mode, wie sie bei den Künstlerinnen umherlaufen, — mehr etwas Naturwüchsiges, Originelles. Ich würde wohl, das war schwer zu finden, doch hielt ich meine Augen offen, denn Gott Butall ist uns, jenen Jüngern, die ja oft vom Zufall leben müssen, glünftig. Und richtig — da gehe ich vor wenigen Wochen die Wilhelmstraße entlang und sehe einen solchen Burschen sich entlang tummeln, mit einem Tabouret um den Hals und einigen Gipsfiguren darauf, ein hübscher Kerl, mit schwarzen Locken und feurig leuchtenden Augen, etwas sehr melancholisch sein. „Kauffest, kauffest, schöne Gipswaren!“ hervorbringend. Solch ein Modell wollte ich haben und kurz entschlossen fragte ich ihn, ob er mir täglich einige Stunden stehen wolle. Sein Hauptstamm mit dem liebenden Blumenmädchen, mit der schwermüthigen Germania und den verächtlichen Büsten schien ihm wenig Vergnügen zu machen, er willigte ein und kam zu mir. Sein einfaches monotonisches Wesen, welches so sehr von der Gefühlsregigkeit und Ausgelassenheit seiner Vorbilder abwich, fiel mir auf, ich brachte in ihm, sich gegen mich öffnen auszusprechen, und er erzählte mir denn auch seine Lebensgeschichte. Er kammt aus einem Dorfe, nicht weit vom sonnigen Como-See gelegen; sein Vater war ein kleiner Handwerker und Peppo, der Sohn, mag ihm wohl gefallen haben, die Zeit mit Gips zu verfaulen. Vielleicht war das auch der Grund, daß er vorläufig wenig Aussicht hatte, die Hand der schönen Fernanda, deren Vater wohlhablicher Mühlenbesitzer war, zu erhalten und daß mit weit mehr Hoffnung darauf der Inhaber der einzigen Trattoria in dem kleinen Nest umherparadierte. An Gefährlichkeitsgeheimnisse fehlte es nicht, und bei einer derartigen hübschen Gelegenheit war der geschmeidige Peppo den nicht mehr jungen Trattorienbesitzer derauf die Treppe vom Tanzsaal herunter, daß der verhafte Nivalde sich einige Nebenbuhler tüchtig verlauchte. Der junge Athlet zog es vor, auf einige Zeit zu verschwinden und an Neuzugern gegen die tolle Fernanda, sich das Leben zu nehmen oder nach Amerika zu gehen, mag es vorher nicht gefehlt haben. Den hübschen Burschen hatte aber wohl doch ihr Herz allein gebört, denn sie ertrag es nicht, im Dorfe zu bleiben, wo man sie nebenbei mit Spott und Neckerei verfolgte, und als eine deutsche Familie auf der Durchreise das Dörfchen berührte und Gefallen an dem schlanken, jungen Ding fand, folgte sie dem verlockenden Antrage, mitzureisen und die Dienste einer Jaze zu übernehmen. Nach mehreren Monaten, als schon längst wieder der so schlimm behandelte Nebenbuhler seiner Gefährtin den verflüchtigten Wein vorsetzte, erschien Peppo auf der Bildfläche, und zu seinem Schrecken vernahm er, daß Fernanda verschmüdet sei: „Alle seine Nachforschungen waren vergebens, man wußte nur, daß sie in Berlin weile, von wo sie kürzlich eine Nachricht nach der Heimath hätte gelangen lassen. Peppo erfasste eine tiefe Sehnsucht nach der Geliebten, die doch nur seinetwegen das Dorf verlassen, er ließ sich den Namen der Familie, bei der sie wohnte, geben und zog dann auch von dannen. Als armer Kerl

arbeitete er erst monatelang an der Gotthardbahn, dann, als er eine kleine Summe zusammen hatte, kam er nach Berlin. Hier suchte er sofort die Familie auf, aber o Schreden — sie war verzoogen, nach auswärts verzoogen, und von den Mitbewohnern des Hauses hörte er nur, daß die junge Italienerin in Berlin geblieben wäre. Jetzt machte sich die treue Seele auf die Suche, überall lief er umher, durch alle Straßen, von früh bis spät, aber so sehr er auch seine klugen Augen umherwandern ließ, Fernanda erblickte er nicht. Seine geringe Barschaft wurde bald knapp, er mußte an neuen Verdienst denken, zuerst spielte er die Weisen auf „Traviata“, aus dem „Barbier“ und anderen Opern auf der Drehorgel, dann verlegte er es mit dem Verkauf von Gipswaren und schließlich, durch mich dazu gebracht, mit dem Modellleben; an jedem Tag und zu jeder Stunde sieht er sich aber nach seiner Heimathsgenossin um. Wiederholt ist er tagelang von mir fortgeblieben, dann mag er durch Berlin keine Streifzüge unternommen haben, jetzt ist er während einer Woche nicht zu mir gekommen, ich brauche ihn aber nothwendig, kenne seine Adresse jedoch nicht und will versuchen, ihn hier aufzufinden in einer Kneipe, wo er häufig weilt. Wir haben sie übrigens sofort erreicht.“

Ich hatte während der Erzählung des Freundes nicht recht auf den Weg geachtet, bemerkte aber, daß wir uns in einer vollständig fremden Gegend befanden. Hohe vier- und fünfstöckige Häuser säumten die Straße ein, auf der nur wenige Drohnen, geschweige denn Equipagen, dafür aber desto mehr kleine Fußwägel mit armeneligen Leuten darauf sichtbar waren; dagegen waren die Trottoirs rege belebt, die Fabriken mußten wohl geschlossen sein, denn dicke Scharen von Männern und Frauen in abgenutzten Arbeitskleidern, mit leeren Flaschen und Blechlamen in den Händen, kamen uns entgegen. Allmähig wurde die Gegend einlamer, hier und da wurde die Kette der Häuser unterbrochen, die Entfernungen zwischen den trübe brennenden Laternen wurden größere und nach beiden Seiten zogen sich neu angelegte Nebenstraßen ab. In eine derselben bogem wir ein und betreten eines der ersten, frisch geputzten Häuser, aus deren Barriere-Mümmlichkeiten, in denen sich eine Restauration befand, lautes Singen und Jubeln erscholl.

„Du brauchst Dich nicht etwa zu fürchten“, sagte mein Freund, als er die Thür zu dem Lokal öffnete, „es geht etwas wild her, aber wir sind in guten Händen hier.“ — Nachdem ich mich an den dichten Tabaksqualm gewöhnt, bot sich mir ein überraschender Anblick dar. An mehreren einfachen Holztischen saßen wohl an fünfzehn bis zwanzig schwarzhaarige, gebraunte Gesellen, den weichen Schlapphut theils auf den Kopf weit zurückgeschoben, theils ihn auf den Knien haltend oder vor sich auf dem Tisch; die dunklen Augen bligten feurig, im Mund ruhte eine kurze, quakenbe Thompsonfe, die Haltung des Körpers war eine ungewohnte, bequeme und die Sprache, in fremdem Idiom geführt, ungenüßig, rasch hervorgerissen, lärmend, meist dabei von lebhaftem Mienenpiel begleitet.

Wir hatten uns in einer Ede niedergelassen und bestellten bei dem Wirth, einem behäugten Manne mit südlichem Typus, eine flache Muskateller. Nun erhielt ich auch die erwartete Auskunft. Diese Kneipe am äußersten Ende Berlins, wird fast ausschließlich von Italienern besucht, wie auch ihr Wirth, der Signor Gattorna, aus dem sonnigen Lande des Weins und der Gefänge stammt. Man kann sich denken, daß die Besucher nicht viel von des „Lebens Ueberfluth“ abgenommen haben, es sind arme Teufel, wie wir sie häufig auf den Straßen Berlins treffen, ihre Gipsfiguren anbietend, dem Verfallenen ruhende Wobloben entlockend, gebrauchte Kostianen selbster oder auch mit einem Messer unter der ängstlich zusammengeschalteten Saute umherziehend und sich mit den Springen und Capriolen ihres kleinen Lebensalters einige Nidel verdienen. Sie Alle kommen des Abends, matt und müde, mit dem färglichen Verdienst in der Tasche, in diese Gegend gewandert, denn mitten unter der Berliner Arbeiterbevölkerung haben sie ihr Heim gesucht und gefunden, weitab vom Centrum der Hauptstadt. Sonderbar genug mögen von den Bewohnern dieses Stadttheils die fremdartigen Gäste zuerst angesehen worden sein, wahrscheinlich mißtrauisch und abweisend, nach und nach jedoch mag das Vertrauen gemachsen sein und wenn es auch jetzt noch mit der gegenseitigen Verfindlung schlecht vorwärts geht, so helfen dafür die Gesellen aus und da hat sich denn ein ganz eigenartiges internationales Sphären entwickelt, welches die Sprache ziemlich überflüssig macht. Seit Jahren bereits besteht diese merkwürdige italienische Kolonie, die seit zusammenhält und gern, so weit es möglich ist, sich gegenseitig unterstützt. Ein gutes Loos haben diese Söhne des Südens nicht gezogen, von früh bis spät sind sie unterwegs und nur sehr gering mag ihr täglicher Verdienst sein. Aber so melancholisch sie auf den Straßen umherziehen, so wehmüthig ihr „kauffest, o Herr, kauffest“ an unsere Ohren schallt, so lustig und ausgelassen, so froh und sorglos sind sie, wenn sie hier Abends beim Landsmanne sitzen, den billigen rothen Landwein trinken und von der Heimath plaudern, von den vergangenen und von den jetzigen und oft auch von den zukünftigen Tagen. Dann leuchten die Augen auf, dann röthen sich die blauen Gesichter, dröhnend fällt die Hand auf den Tisch und

hoffnungsvoll schallt das „ovviva Italia!“ zu dem betrunkenen Gedruchportant des Königs Humbert empor.

Ein originelles Bild war es auch an jenem Abend, das sich uns darbot, und mehrere Blätter des Schützenbuches meines Freundes wurden rasch gefüllt von einigen Gestalten der bunt zusammengewürfelten Gesellschaft. Hier lehnte sich ein pfiffig und drollig aussehender Vodenkopf, dem der irgendwo aufgeschickte Cigarettenstummel schon recht zu munden schien, an einen älteren Mann an, welchen die Karbe auf der linken Wade gut klebte und der wohl manches Mal unter den Fahnen Garibaldi's gekämpft haben mag; dort hatte ein junger, bewegten aussehender Bursche den Arm um den Hals seines schlanken, hübschen jungen Weibes gelegt, während sein Nachbar eifrig zu der wohlgenährten „Padrona“, der Gattin des Wirthes, die auf einem niedrigen Schemel ihm zur Seite saß, sprach und betreibt schien, sie von irgend einer falschen Ansicht zu bekehren, vielleicht von der, daß er am Erben des nächsten Monats ebensov wenig Geld haben würde, wie in der Mitte dieses, und daß sie ihm nur weiter creditiren möge. Unterdessen kam das Wirthstochterlein, „la bella Rosina“, still und bescheiden ihrer Pflicht nach und verjorgte die Durstigen immer von Neuem mit dem irdischen Nektar. Und sie mußte dies oft genug thun, denn neue Gäste, pustend und stampfend den Schnee vor der Thür von ihren Köden klopfend, kamen und ein guter Trunk, eine richtige Portion „Nisotto mit Schinken“ thaten ihnen sichtlich wohl.

Der Freund hatte gehofft, Peppo hier zu finden, aber der Wirth sagte uns, daß er mehrere Tage nicht hier gekommen wäre und daß er auch keine Adresse nicht wisse. So brachen wir denn in der zehnten Stunde auf und schlugen den weiten Rückweg ein, mit dem ferrigen Musikateller in den Atern nicht mehr den Schnee und die Kälte fühlend.

„Und wie wird's nun mit dem Bilde?“ frag ich. „Ja, das ist eine schlimme Sache. Wenn er nicht kommt, werde ich am Montag den Modellmarkt besuchen. Vielleicht ist er dort oder ich finde wenigstens einen geeigneten Ersatzmann.“

„Den Modellmarkt?“ „Nun ja; jeden Montag früh versammeln sich in Hlar der Kunst-Academie diejenigen Modelle, die gerade beschäftigungslos sind und die Künstler suchen sich die ihnen passenden aus. Uebrigens — willst Du mich begleiten?“ „Von Herzen gern!“

Klar und schön war der Februarvormorgen, als wir den Thiergarten durchschritten und das Brandenburger Thor passirten. Leichter Keil lag auf den Bäumen, blau war der Himmel und durchsichtig die Luft. Alles erschien in einer freundlichen Beleuchtung; der Rosen vor der Wache, die Königlich-Bereiter, welche auf munteren Köpfen nach Charlottenburg hinausstrabten, die Passanten, die uns entgegen kamen, und nicht zuletzt die Scharen junger Mädchen, welche trippelnden Schrittes in die Geschäfte und Schneiberstellers eilten, um dort ihr Tagewort zu beginnen. — Das schwerfällige, an den „Linden“ gelegene Academie-Gebäude war bald erreicht und überaus blieh ich stehen, als ich den weiten Fluß betreten wollte. Das war wirklich eine bunte Gesellschaft hier! Alles durcheinander: Greise, Kinder, Frauen, Männer, Knechtlinge, selbst Baby's von wenigen Jahren! Aber prächtige Erscheinungen befanden sich darunter, „prächtig“ allerdings nur für Maler und Bildhauer, denn auf die Kostime konnte man dieses Epitheton nicht anwenden, sie waren mehr oder minder sehr dürrig und mit reichlichen Fäden versehen, auch den Gesichtern sah man es theilweise an, daß der alte Spruch: „Salz und Brod machen die Wangen roth“ nicht immer Recht hat. Gute Tage mochten die hier Erschienenen nicht gehabt haben, wenigstens nicht in letzter Zeit, aber trotzdem veränderten sie dies zu verbergen, sowohl in ihren Mienen, wie in der Haltung des ganzen Körpers. Dort jener Greis mit dem weichen Haar und dem lang herabwallenden Bart stand in der Pose eines Königs Lear da, dieser junge Mensch mit energischen Zügen, aber zerrissenen und viel zu kurzen Beinkleidern, lehnte sich wie ein spanischer Held an die steinerne Treppenummündung, und jenes Kind von vierzehn Jahren mit den weit in die Stirn herabhängenden, glatt abgesehenen blonden Haaren, den manche durchschwärzte Nacht schon auf dem blauen Gesicht stand, suchte eine unschuldige Grotchen-Haltung anzunehmen. Dies waren wohl mehr berufsmäßige Modelle, andere jedoch die bittere Noth hergetrieben zu haben, wie jenen Arbeiter mit dem weichen, in die Stirn gedrückten Hute und den finsternen Falten um den Mund, sowie jenes Weib mit zerrissenem Umhang und dem kleinen srirenden Knaben auf dem Arm. Und auch das eben tretende junge Mädchen mit dem gebraunten Teint und dem schwarzkräftigen Haare, sie mochte wohl heute zum ersten Male die Schwelle hier überschreiten, denn schüchtern nur nähete sie sich, mit an den Boden gehetzten Augen. Da durchschlang ein Ruf jubelnd und jauchzend, den hallenden Raum: „Fernanda!“ und ein junger Bursche stürzte daher und preßte das Mädchen an sich und hielt sie dann vor sich ab und sah ihr in die Augen und drückte sie dann wieder an seine

Brust und lästete ihre Wangen, ihre Augen, ihr Haar und ihren Hals.

Die Anwesenden umdrängten die seltsame Gruppe, neugierig, als wäre ein Unglück geschehen, doch wenige Worte des Fremden, der hier nur als „Der Professor“ galt, genigten, um sie zurückzuführen, und nun schon mein Freund die beiden Glücklichen, Beppo und Fernanda, auf die Straße hinaus, wüthete einer Drohse und mit ihm und dem Bärden, das, Arm an Arm, fest aneinander stand, nach ihrem Atelier zu fahren. Untermwegs löste sich erst der Mann, der die Weiden bisher gefangen gehalten hatte, und nun ging es an ein Erzählen und Bericht, so rasch und feurig, daß sich die Worte fast überfüllten und überlegelten und wir natürlich keine Silbe des lombardischen Dialektes verstanden. Am Atelier war schnell ein Frühstück zur Hand und trotz der Freude griffen Fernanda und Beppo tüchtig zu. Nur langsam erfuhr wir etwas von dem unvorhoffen Wiedersehen. Die Familie, welche Fernanda aus Italien mitgenommen, hatte wegen eines Sterbefalles Berlin verlassen und allein und einsam stand nun das Mädchen in der Hauptstadt da; wohl hatte sie eine zur Keimzeit genügende Summe erhalten, aber sie schämte sich, so schnell in das Dorf zurückzukehren und hoffte auch bald einen anderen Dienst zu finden. Diese Hoffnung erwies sich freilich als trügerisch und als sie dies einmah, war es zu spät, das Geld reichte nicht mehr aus. Einmal konnte sie ihre Bemühungen fort, vergeblich, Niemand konnte sie zur Arbeit nehmen, und sie mußte sich einheimlich machen. Da gab ihr ihre Wirthin, bei der sie ein kleines Stübchen inne hatte und bei der erst ein junger Maler gewohnt, den Rath, doch als Modell sich etwas zu verdienen, und auf diese Weise war sie heute zum ersten Male in die Akademie gekommen.

Di genug wurde ihre Erzählung von den Ausruhen Beppo's unterbrochen, der alle Heiligen lobte, daß sie so wunderbar ihre Wege zusammengeführt; auch mit der Zukunft beschäftigte er sich fleißig — ihm wäre eine Stelle als Arbeiter in einer von einem Landsmann geleiteten Drehorgel-Fabrik in Aussicht gestellt, dort würde er ein schönes Stück Geld verdienen, Fernanda sollte unterdessen Signora Gattorna gebracht werden, wo sie wohlthätig gehoben wäre, und wenn er sich genug erspart hätte, wollten sie Beide über die Alpen fahren, hin nach der schönen Heimath.

Mein Freund ließ ihn ruhig aussprechen, dann entlockte er seinen schnell gezeichneten Plan: er würde an die Eltern Fernanda's, die ja nicht arm wären, schreiben, ihnen Alles mittheilen, und sie um das Reisegeld für die Tochter bitten und auch zugleich ein gutes Wort für den Beppo einlegen; der Letztere solle ihm unterdessen noch ferner für das Bild stehen, dabei verdiene er auch ganz gut, und wenn noch etwas an seinem Reisegelde fehle, so würde sich das auch schon noch zusammenfinden. — Gehagt, gethan, und kürzlich kam die Antwort mit mehreren inliegenden Fehldruck-Noten an; sie mußte wohl recht betrieblig laut sein, denn Beppo warf jubelnd seinen Hut bis an die Decke des Ateliers.

Wor kurzen haben wir die Weiden zur Bahn gebracht; noch lange wuchten aus dem davonrollenden Waggon die Taschentücher zu uns her, und als wir die Treppen vom Perron herabstiegen — nicht ohne ein Gefühl freudiger Nüchternung — da nahmen wir uns fest vor, im Sommer Beppo und Fernanda als junge Ehepaar zu besuchen. Und wir wollen's halten!

Höfliche Leute.

Eine kulturgeschichtliche Pflanderei von Federzani-Webber. (Nachdruck verboten.)

Was ist Höflichkeit? Diese Frage hat die Denker aller Jahrhunderte zu allerlei geistreichen, bunten Gedanken angeregt. Und am zutreffendsten schildert wohl der Philosoph Schopenhauer ihr Wesen, wenn er sagt: „Höflichkeit ist Klugheit. Wie das Wachs, von Natur hart und spröde, durch ein wenig Wärme so geschmeidig wird, daß es jede beliebige Gestalt annimmt, so kann man selbst störrische und feindselige Menschen durch etwas Höflichkeit biegsam und gefällig machen. Somit ist die Höflichkeit dem Menschen, was die Wärme dem Wachs.“ Unhöflichkeit dagegen ist — Dummheit. Sich mittelst ihrer Feinde schaffen, scheint mir eben so als Raerei, wie wenn jemand sein Haus in Brand steckt.“

„Ich gestehe es zu“, fährt der Philosoph fort, „daß die Höflichkeit oft eine schwere Aufgabe ist. Sie verlangt nämlich, daß wir unsere Achtung Menschen bezogen, welche es gar nicht verdienen; daß wir ihnen einen lehrhaften Antheil theilchen, wo wir innerlich trotz sind, keinen für sie zu fühlen. Darum ist Höflichkeit, die sich Nichts vergiebt und mit Stolz vereint geboren wird, ein Meisterstück.“ Schopenhauer hat mit diesen Worten das uralte Sprichwort des Volkes: „Dem Höflichen gehört die Welt“, prächtig illustriert.

Ohne Höflichkeit giebt es keinen geselligen Verkehr, keine Gesellschaft und keinen Erfolg in der Welt. Das natürliche und ursprüngliche Gefühl, das die Menschen in Kampf und umsprüngen einander entgegenbringen, ist das der Aneignung, des Reibes und der verstickten Feindschaft. Jeder fühlt den Drang, sich vor und über Allen geltend zu machen und sein Licht in den Vordergrund zu stellen. Das erzeugt aber Widerspruch und stört den Frieden. Die Höflichkeit dagegen ist die Hülle, hinter der wir die Härten unserer Eigenart verbergen. Sie ist eine zweite Anlagung, der Nächstenliebe, die verhindert, daß Andere an unserem selbststüchtigen Wesen wie an Dornenbüscheln sich verletzen.

Die Höflichkeit ist übrigens für den, der in Gesellschaft

und Staat etwas werden will, das, was Segel und Ruder für den Schiffer sind. Ohne Höflichkeit giebt es kein Fortwärtkommen in der Welt.

Dies ist auch die Uebersetzung des großen Cicero gemeint: „In meinen recht harten Kämpfen“, schrieb er, „habe ich einen großen Theil des glücklichen Erfolges den sogenannten Tugenden zweier Ordnung (virtutes virtutes) der Höflichkeit, das ist dem Wunsch und Streben, den Leuten angenehm zu sein, zu verdanken.“ Heute ist die Höflichkeit eine internationale Tugend geworden, deren Uebung uns schon in den Kinderjahren so tüchtig eingebrüllt worden ist, daß wir ihre Gebräuche üben, ohne viel darüber nachzudenken. Es giebt jetzt viel mehr höfliche, als unhöfliche Leute; das heißt: man grüßt und beschenkt sich gegenseitig mit hundertlei Zeichen der Achtung, Theilnahme und Freude, ohne sich viel oder irgend etwas dabei zu denken. Wir haben die Sprache und Gesten der Höflichkeit von unseren Vorfahren übernommen und sinnen nicht viel darüber nach, welche Bedeutung sie haben.

Das populärste Zeichen der Höflichkeit ist der Gruß, zwischen Männern, des Hutabnehmens. Bei den Völkern der Vorzeit mußte der Besiegte dem Sieger zum Zeichen der Unterwerfung die Waffen, Rüstung und Kleider ausliefern und hüllenlos vor ihm erscheinen. Die Stämme an der Westküste von Amerika reihen sich noch heute die Kleider vom Leibe, wenn sie einer Standesperson oder einem Fremden begegnen. Mit diesem Zeichen will der Grüßende ausdrücken, daß er seinem Gegenüber sich als Sklaven betrachtet. Im Verlaufe der Zeiten begünstigt sich die höflichen Leute damit, daß sie, statt die Kleider auszugeben, so oft sie jemandem begrüßen wollten, den Gürtel, der ihre Leiden umschloß, lösten. Da auch diese Grußart zu umständlich wurde, begünstigt sie später sich mit einem Griff nach der Kopfbedeckung, durch den sie diese rasch vom Haupte nahmen. Die symbolische Bedeutung eines einfachen Grußes mit abgelegenen Hut bedeutete also nichts anderes, als: „Ich bin Deo Sklave.“ Im Orient, wo das Entblößen des Kopfes durch religiöse Satzungen verboten war und ist, und in Europa, wo in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Perrücken in die Mode kamen, wandelte man den Gruß mittelst der Kopfbedeckung in den der Kopfbedeckung um.

Das Winken mit dem Kopf, das als die mindestartige Sprache der Höflichkeit erscheint, hat in kulturgeschichtlicher Beziehung eine noch seltsamere Bedeutung. Es ist nichts als der letzte Rest jenes Aktes, durch den sich der Sklave, wie der Hund vor dem Herrn, der ihn prügelt, zu den Füßen seines Besitzers schmeigte und krümmte.

Der berühmte Reisende Livingston fand in Central-Afrika einen Volksstamm, dessen Mitglieder sich, so oft sie ihm oder einem Wüthendräger begegneten, platt auf die Erde vor seinen Füßen hinwarfen, und ihre Schenkel mit den Fingern schlugen. Dieser Doppelgruß drückte insofern die Unterwürfigkeit als die Grade aus, die der Tropen-sohn über die Begegnung empfand.

Aus dem „Niederwerfen“ entstand das Kniebeugen, wie es vor zwei und drei Jahrhunderten im civilisirten Europa die Herren des Adels vor den Königen von Frankreich und Spanien übten; im Mittelalter knieten die Männer in Deutschland ihre Kniee zum Grusse vor den minnigehobnen Frauen. Die Zeitzeit hat diese demüthige Begrüßung, das Krüchen zu Füßen Desjenigen, dem man begegnet, in ein einfaches, mehr oder minder tiefes Neigen des Kopfes verwandelt.

Die Völker der arischen Race bezogen ihre Verehrung gegen die Begegnenden, statt durch den Fußfall und Kniebeugen, durch den Kuß, den sie auf Fuß und Hand drückten. Die Entstehung des Kußes wird vielfach erzählt; als Zeichen der Begrüßung ist er der symbolische Ausdruck des Willens, einander mit Mund und Hand, Wort und Werk dienlich zu sein.

Die Araber grüßen sich heute, wie einst das Volk Israel mit: „Solam aleikum“, wobei der Begrüßende, der im Rang Geringere, die linke Hand auf die Brust legt. Und der Gegenzug auf dieses: „Ei gegrüßt“, lautet: „Alaikum es salam; Mit Dir sei Friede.“ Die Gleichgestellten küßten sich dem Grusse die Wangen.

Die klassischen Kulturvölker, die Griechen und Römer verbanden den Kuß als Zeichen der Höflichkeit aus dem öffentlichen Leben und wollten, daß er seitdem das Symbol der Liebe unter Verwandten sein soll. Sie führten den Händedruck ein und begleiteten ihn durch ein warmes: „Chairo“ oder „Ave“ oder „Vale“ beim Abschied. Der Kuß als Grußzeichen hat sich in den Zeiten des Mittelalters in Deutschland erhalten. Die Frau des Ritters oder Vitzgers empfieng ihren Gast mit dem Worte: „Willkommen“ oder „Gott hab' Euch“ und reichte ihm die Wange zum Kuß; eine Sitte, welche bei den slavischen Völkern noch heute in Gebrauch ist. Die Antwort war eine leichte Kniebeugung des Begrüßten, zu der er ein: „Gott vergelt den Gruss“ sprach.

Die moderne Zeit hat zwischen den „höflichen Leuten“ eine Grenze gezogen, welche den Sitten vom Norden scheidet. In den Ländern des Orients ist, ebenso wie im Süden die Höflichkeit in ihren Ansehnungen noch sehr überwiegend. Wenn sich heute zwei Chinesen auf der Straße begegnen, so verlassen sie ihre Tragetaschen und beugen ein Gesicht. Die Höflichkeit besteht, daß Derjenige, der zuerst grüßt, überzählig, und der Andere überbeide sein muß. Ein französischer Missionar hat mit den Inhalt eines solchen Grundgesetzes in folgender Skizze mitgetheilt.

Der erste Chinese: „Wie geht es meinem berühmten und glorreichen Freunde und Landsmann?“ Der zweite Chinese: „Mein verächtlicher Balg befindet sich durchaus nicht schlecht.“

Der erste Chinese: „Wo liegt Ihr Palast?“ Der zweite Chinese: „Mein Hundeloch liegt am Kundungoplatz.“

Der erste Chinese: „Ist Ihre liebe Familie zahlreich?“ Der zweite Chinese: „Ich habe fünf elende Niggeburten in meiner Hütte.“

Der erste Chinese: „Ist die Gesundheit Ihrer lieblichen und schönen Frau zufriedenstellend?“ Der zweite Chinese: „Das geschäftige Weib vor Gesundheit.“

Im Süden von Europa, in den romanischen Ländern, küßt heute ein höflicher Mann Frau und Mädchen die Hand, zum Zeichen, daß er ihnen in Ritter- und Minnedienste zu eigen sein will.

Im Norden von Europa dagegen erweist man sich die beste äußerliche Höflichkeit durch einen — kräftigen Händedruck. Der Philosoph Feuerbach nennt ihn die „Müthe der Artigkeit“ und meint, daß „der Schwerpunkt dieses Händedrucks in der Befinnung liegt“. Ein Zeichen der Höflichkeit ist seit Jahrtausenden unverändert geblieben, und wird immer und ewig als das süßeste Symbol eines höflichen Herzens gepriesen. Es ist dies der heimliche Gruss aus höchstem Frauenthume. Seine Sprache bedarf keiner Deutung; er bezeugt uns durch einen einzigen Blick umgibt mehr, als alle Aeußerungen der „höflichen Leute“ auf der ganzen Welt!

Mannigfaltiges.

Säcular- und Semisäculartage.

Juni 1886.

- 6. Juni 1493. Geb. v. Königberg i. Pr. Johannes Müller, (Magnanimitas), berühmter Mathematiker, gest. 6. Juli 1476 als Bischof von Regensburg.
- 8. Juni 1786. Geboren Karl Ludwig Friedrich, 1811 Großherzog von Baden, der Fürst, welcher diesem Jahre am 22. August 1818 eine Verfassung gab, gest. 8. März 1838.
- 10. Juni 1836. Gest. zu Marseille auf einer Gefährtsreise) M. Ampère, französischer Physiker, gest. 22. Jan. 1775 zu Lyon, wachte zu Bourg, Lyon, Paris.
- 11. Juni 1786. Geb. zu Danneberg, h. Salterbach B. Dr. v. Mann, deutscher Geschichts- und Alterthumsforscher, gest. als Professor in Königsberg am 29. Juli 1861.
- 13. Juni 1786. Geb. in Virginien Wm. Scott, nordamerikanischer General, focht vielfach gegen die Engländer, Indianer und Mexikaner, gest. 29. Mai 1866 in Mexiko.
- 17. Juni 1786. Geb. in Slavarna Don S. G. v. M. in, spanischer Feldherr, Generalgouverneur und Gouverneur der Franzosen, gest. 26. Sept. 1836 in Barcelona (Geburtsjahr nach Anderen 1781).

Höflichkeits-Aufgabe von Julius Leiter.

sein	der	so	er	der	mehr	son	lung	zu	ner
wird	der	wun	galt	ma	gle	ten	die	welt	mit
men	der	von	den	nicht	wem	dem	auf	letz	bis
be	zu	es	an	je	nen	tern	see	daß	die
ü	schen	von	ei	müt	amt	bis	men	den	von
meist	ga	tritt	ist	bert	schen	de	man	gibt	mit
um	ge	man	nur	glau	ten	ein	dungs	so	von
die	die	als	for	der	grad	be	stimm	dem	es
aus	er	te	de	tun	gen	wel	ten	bi	er
groß	auch	ten	so	kauf	ten	let	bleibt	de	er

Räthsel.

Das sind mir lustige Kampagne Und immer trich und wolkenguth, Sie werden E-mal todgeschossen Und liegen nie in ihrem Blut. Denn kaum, daß man sie hat getroffen, Sind sie auch auferstanden schon, Und unter ihnen lecht ein Rührer, Der ist ein König ohne Thron.

Opern-Räthsel von Konig G.

Aus den Namen nachstehender Opern ist je ein Buchstabe zu wählen. Die geordneten Buchstaben sollen den Namen eines Opernkomponisten ergeben. Medea, Riccardo, Amelina, Zbomeneo, Zampa, Fraucel, Uthal, Othello, Norma.

Quadrat-Arithmogriph von G. Drehhaupt.

	1	2	3		4	5	6	7	8	9
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	
	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19
	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29
	30	31	32	33	34	35	36	37	38	39
	40	41	42	43	44	45	46	47	48	49
	50	51	52	53	54	55	56	57	58	59
	60	61	62	63	64	65	66	67	68	69
	70	71	72	73	74	75	76	77	78	79
	80	81	82	83	84	85	86	87	88	89
	90	91	92	93	94	95	96	97	98	99

Die Diagonalen nennen einen Alterthumsforscher und Pädagogen.

Lösungen am 11. 22.

1. Domanym: Reule 2. Chandra: Aufschneider 3. Sprichwörter: Räthsel: Wer recht will, dem ist wohl zu helfen.

Horrebuzzu.

Samt Krügen. Die Silben-Aufgabe werden wir gelegentlich bringen, obgleich sie nicht ganz korrekt ist. G. Böhling, Konig G. Fortmann, König in B., Karl Schindler 1 2 richtig, W. Schöner 1 2 richtig, 3 nicht ganz, E. Rod, Selma W. M. 2 richtig, Olga Raab in G., E. mit Rührer, Otto Brunner 1 richtig, M. Rührer in B., G. v. Altes richtig, Johanne Schindler in B. 2 richtig, D. Grünau in F., Alles richtig.

Beantwortlich redigirt von Julius Mundell. — Bildl'sche Buchdruckerei (R. Reichmann) in Galle.

